Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 225 (1952)

Artikel: Der Brunnen : eine Kalendergeschichte
Autor: Balmer, Hans Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655409

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Brunnen

Eine Kalendergeschichte
von Hans Rudolf Balmer

„So!" machte Zaugg Christen kurz und sah seinen Brunnen regelrecht vorwurfsvoll an, „muß es jetzt doch noch sein!" Beinahe zornig rüttelte er an der Röhre; aber was half's! Mehr als einige zitternde Tropfen vermochte der Brunnen nicht mehr zu geben.

Zu verwundern brauchte man sich eigentlich nicht darüber, und der Brunnen auf dem untern Dürrenboden war nicht etwa der erste, der versiegte. Seit Wochen und Monaten lag nun schon die Dürre über dem Land und brachte ein großes Brunnensterben mit sich. Aber Christen hatte bisher einfach nicht glauben wollen, daß auch sein Brunnen noch versiegen würde. Dieser war zwar nie einer von jenen gewesen, die zuzeiten das Übermaß ihres Wassers kaum zur Röhre herausbringen; aber zuverlässig und treu hatte er in trockeneren und in nasseren Jahren immer gleich sein frisches, klares Wasser in den langen Trog im Scherm der Einfahrt und des Brüggstocks plätschern lassen.

In den vergangenen Wochen des sonnenheißen Sommers hatte Christen zwar hie und da mit wachsender Sorge nach dem dünn und dünner werdenden Strahl geschaut. Aber an ein völliges Versiegen hatte er doch einfach nicht geglaubt. Nicht einmal der Atti wußte etwas davon, daß der Brunnen je einmal abgestanden wäre.

Man war zwar in den letzten Wochen je länger je sorgsamer mit dem kostbaren Naß umgegangen und hatte gespart, wo man nur sparen konnte. Aber kann man das Vieh von der Tränke jagen, bevor die Tiere einigermaßen genug bekommen hatten? Das mutze Gras, das man von den rotgebrannten Wiesen schabte, war ja so dürr und trocken, daß es im Barren raschelte.

Der Brunnen plätscherte von Tag zu Tag müder; sein Strahl hing kraftlos und schlaff an der Röhre und mochte den Trog von einer Tränkezeit zur andern kaum mehr nachzufüllen. Aber mit zäher Zuversicht hing Christen an dem Glauben, daß sein Brunnen durchhalten werde. Endlich mußte sich der ewig wolkenlose Himmel doch erbarmen und regnen lassen, der heißen Erde und aller Kreatur zur Labung und Erquickung und allen Brunnen zu neuer Kraft.

Aber wie auch Christen immer und immer wieder nach der Wetterseite blickte und das geringste Wölklein mit zäher Hoffnung beobachtete, die Dürre hielt an und sein Brunnen — nein! Und wenn auch nur noch ein stricknadeldünnes Strählchen in den Trog plätscherte, durchhalten würde er! Ganz sicher!

Aber an diesem Morgen, als Christen den Zapfen auszog, den er in den letzten Abenden vorsorglicherweise in die Röhre gesteckt hatte, da sprang freilich noch ein kleiner Schwall in den Trog, dann aber war es aus! Es liefen noch einige hastige Tropfen der Röhre entlang zum Stock zurück; es gurgelte irgendwo tief in der Leitung, beinahe wie das Röcheln eines Sterbenden war es anzuhören — und der treue Brunnen auf dem untern Dürrenboden war auch gestorben.

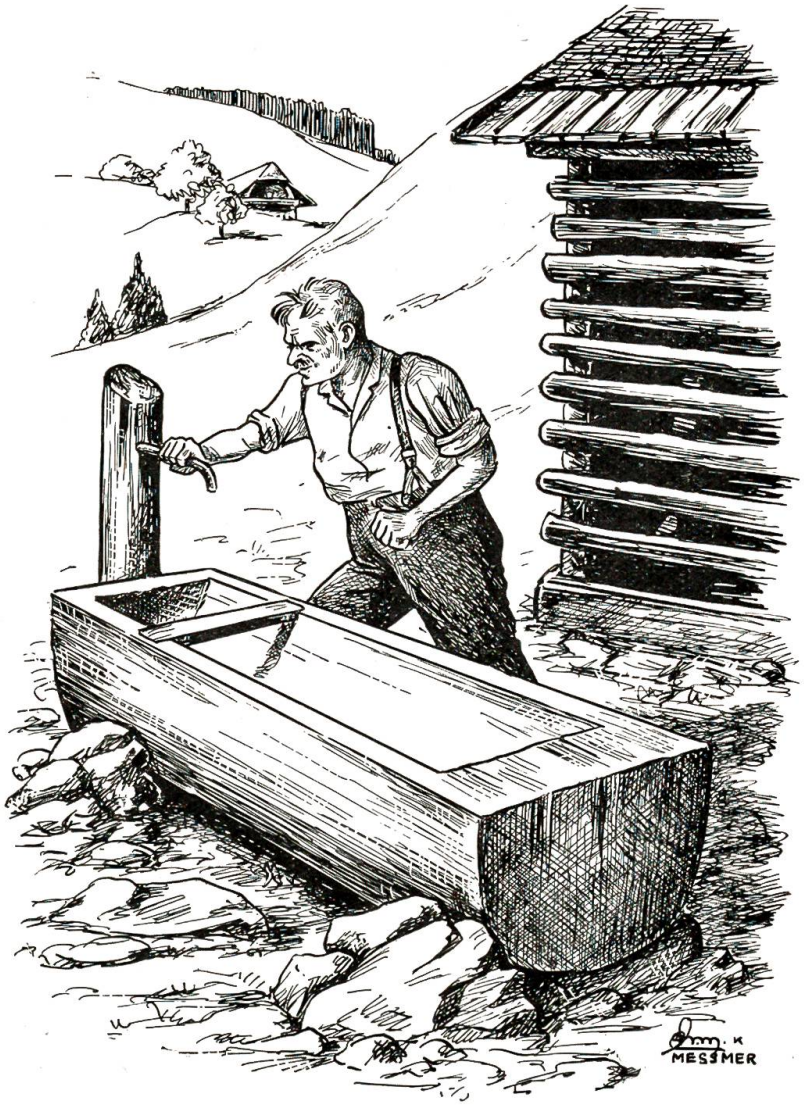
„So!" wiederholte Christen und schüttelte noch einige Male die gebogene Röhre seines Brunnens, als könnte er ihn dadurch wieder zum Leben erwecken, „und was jetzt?"

Ja, was jetzt? Wasser muß man haben; erst recht auf einem Bauernwesen, und auf dem Dürrenboden mußte man es weither holen, wenn es nicht von selber durch die Leitungen geflossen kam.

Eine Halbstunde über dem Tal liegen die beiden Dürrenbodengehöfte auf Rufweite voneinander auf einer sonnigen, leicht geneigten Fläche, nahe dem untern Waldsaum das eine, das andere mit seiner Hofstatt an den obern Steilhang anstoßend. Rings von Gräben und Hängen umgrenzt, bilden sie sozusagen eine kleine Welt für sich, eine magere und karge Welt freilich. Denn auf diesem alten Talboden eines eiszeitlichen Flusses liegt die gute Erdkrume schmächtig und dünn genug über den mächtigen Kiesbänken und Nagelfluhrippen.

Man sollte meinen, in solcher Abgeschiedenheit gebe es sich von selbst, sozusagen aus der Notwendigkeit, daß man gute Nachbarn sei. Die Zaugg und die Habegger, die Generation um Generation auf den beiden einsamen Höfen lebten und sich mühten, dem armseligen Boden ihr Auskommen abzuringen, waren es, was man so wußte, jahrhundertelang auch gewesen. Immer

wieder war man sich Götti und Gotte, und gar nicht so selten war man sogar verschwägert gewesen. Aber zur Zeit stand ein böser Span zwischen den beiden Gehöften; alt war er noch nicht; er war zwischen den Vätern der heutigen Besitzer entstanden und hatte es fertiggebracht, die gute Nachbarschaft gründlich zu zerstören. Man lebte sich zwar nicht besonders zuleide; aber man tat sich auch nichts zuliebe. Man war auf beiden Gehöften für sich und ließ die andern ihrer Wege gehen. Und besonders in Christens Vater lebte noch ein zäher und verbissener Groll, wenn auch im obern Gehöft der Widersacher seit Jahren gestorben war. „Es ist da einfach nicht mit rechten Dingen zugegangen!" behauptete er immer und immer wieder und in den letzten Tagen wieder mehr als zuvor, „das Wasser gehörte noch heute auf den untern Dürrenboden! Und jetzt käme es uns wahrhaftig zustatten! Es ist gestohlen! Und das ist es!"



„So!"...

Ja, um das Wasser war der Span entstanden, einer Quelle wegen, die im Steilhang des Fuchsengrabens ihr reichliches und klares Wasser über hohe Nagelfluhbänke hinabfließen ließ. Mehrmals war davon die Rede gewesen, es aus einer gemeinsamen Fassung den beiden Dürrenbodenbrunnen zuzuleiten. Allein vielleicht gerade der Quelle wegen war man in diesem sonst recht wertlosen Winkel von jeher nicht einig gewesen über den Verlauf der gegenseitigen Marche. Jeder der beiden Dürrenbodenbauern behauptete, das Wasser entspringe auf seinem Grund und Boden, und um des guten Friedens willen ließ man das Bächlein weiterhin in die Tiefe des Grabens hinunterplätschern. Lieber verzichtete jeder auf den eigenen Vorteil, als daß er den Standpunkt des andern gutgeheißen hätte. Was will man! So sind wir Menschen nun einmal!

Da war es gewesen, als ob der Himmel selbst den Span entscheiden wollte. Ein kleiner Erdschlipf und Felssturz verschüttete die Quelle, und als sich ihr Wasser wieder einen Weg zur Oberfläche gebahnt hatte, da entquoll es unbestreitbar auf dem Grund des obern Dürrenbodens dem steinigen Erdreich und grub sich ein kleines Bachbett gegen das Gehöft der Habegger, als wollte es selber bezeugen, wohin es eigentlich gehöre. Christen, der ältere, hatte damals gleich gesehen, daß sich die Umstände für ihn bedeutend verschlechtert hatten, und schlug seinem Nachbarn nun vor, das Wasser als gemeines Eigentum anzusprechen, es gemeinsam zu fassen und es halb zu halb zu teilen.

Aber der Uli Habegger auf dem obern Dürrenboden merkte nicht weniger bald, daß sich die

Tatsachen sehr zu seinen Gunsten verändert hatten, und er wäre kein rechter Bauer gewesen, wenn er diesen Vorteil nicht zu wahren versucht hätte.

„Gegen eine gemeinsame Fassung habe ich nichts einzuwenden", hielt er seinem Nachbarn bedächtig entgegen, „und helfe das Wasser ganz gerne teilen, schon um der guten Nachbarschaft wegen. Aber, es ist mein Wasser und bleibt es, und das muß für alle Zeit geschrieben werden."

Christen versuchte noch zu retten, was er glaubte retten zu können. So, wie es vorher gewesen sei — ja, es sei ja doch noch das gleiche Wasser —

„Es entspringt auf dem obern Dürrenboden, und seinem Ursprung nachzukriechen ist keines Menschen Sache. Aber guter Nachbarschaft willen verkaufe ich dir um billiges ein Recht daran."

„Verkaufen! Um guter Nachbarschaft willen!" war Christen aufgebrannt. „Eine schöne Nachbarschaft!" Es kam zu bösen Worten zwischen den beiden, und die gute Nachbarschaft ging in die Brüche.

Uli Habegger faßte darauf das Wasser allein und leitete es zu seinem Brunnen, was seinen Nachbarn erst recht in Harnisch brachte. Er empfand es als ein ihm angetanes Unrecht und konnte es nie ganz verwinden. Man hatte zwar auch auf dem untern Dürrenboden einen zuverlässigen Brunnen; aber in trockenen Jahren mußte man immer etwas Sorge tragen zum Wasser, wenn es nur noch als ein dünner Faden von der Röhre floß.

Diesmal aber stand der junge Bauer vor der bittern Tatsache, daß der Brunnen vollständig versiegt war. Es half kein Fluchen und kein Schimpfen; es kam einfach kein Wasser mehr, und wie schon mancher andere vor ihm mußte der Bauer vom untern Dürrenboden sich fragen, woher er das notwendige und kostbare Naß beschaffen müsse.

Sollte er es bei der Säge drunten holen, am Ausgang des Fuchsengrabens, zweispännig? Mit Pferd und Ochs würde man gut seine anderthalb Stunden brauchen für eine Fuhr, und was brachte man so in einem Jauchefaß auf einmal herauf! Zweimal des Tags müßte man fahren, zum mindesten zweimal! Eine beschwerliche und zeitraubende Sache zu aller übrigen Arbeit hinzu.

Christens Augen gingen vom abgestorbenen Brunnen hinweg zum obern Dürrenboden hinauf, dessen leicht abfallende Wiesen unterhalb des Gehöftes als ein leuchtend grüner Flecken aus dem rotverbrannten Erdreich der Umgebung leuchteten. Jetzt war der obere Dürrenboden das einzige Gehöft im großen Umkreis, das noch Wasser, reichlich Wasser hatte, so reichlich, daß man nicht zu sparen brauchte. Die verschüttete Quelle, die wohl aus großer Tiefe aufstieg, spürte noch nichts von der Sommerdürre und sprudelte ihr Wasser immer noch gleich munter und geschäftig in Habeggers Brunnstube. In strotzendem Strahl schoß das Wasser aus dem Stock in den Trog des Brunnens, und die Leute vom obern Dürrenboden leiteten das Überlaufwasser in Rohren und Käneln bald hier, bald dort über die Wiesen hin. Gierig schluckte der heiße Boden das Wasser auf und brachte reichliches Gras und Grünfutter den ganzen Sommer durch.

Es war nicht das erstemal, daß Christen nach jenen frischgrünen Flächen hinaufschaute, und irgendwie zürnte er, daß er an dieser Kostbarkeit nicht teilhatte. Die beiden ältern Dürrenbodenbauern hatten da in ihrer Setzköpfigkeit nichts Gutes angerichtet. Eigentlich wäre es an den jungen, die Sache wieder ans rechte Ort zu stellen und die gute Nachbarschaft neu zu beleben.

Als Christen mit seinen Überlegungen so weit gekommen war, kam sein Vater dahergesteckelt und starrte ungläubig auf den Brunnen.

„Was?" begann er in seiner verbitterten Art gleich zu schimpfen, „das hat noch grad gefehlt! Muß denn alles zum Teufel in der verdammten Tröckne! Was willst jetzt, he?"

„Zu Habeggers hinauf will ich", antwortete Christen aus einem plötzlichen Entschluß heraus, „ums Abwasser fragen."

„Die werden dich allweg mit offenen Armen aufnehmen!" lachte der Alte bissig, „und wenn du lang genug wartest, so werden sie dir das Wasser geradezu antragen!"

„Wir Jungen sind in dieser Sache nicht festgefahren, wie du es noch bist, Vater, und in der Not wird Nachbarschaft doch noch ein Röhrlein Wasser wert sein."

Damit machte er sich auf den Weg, gleich die Strecke mit Schritten messend und seinen Vorrat an alten Röhren überschlagend.

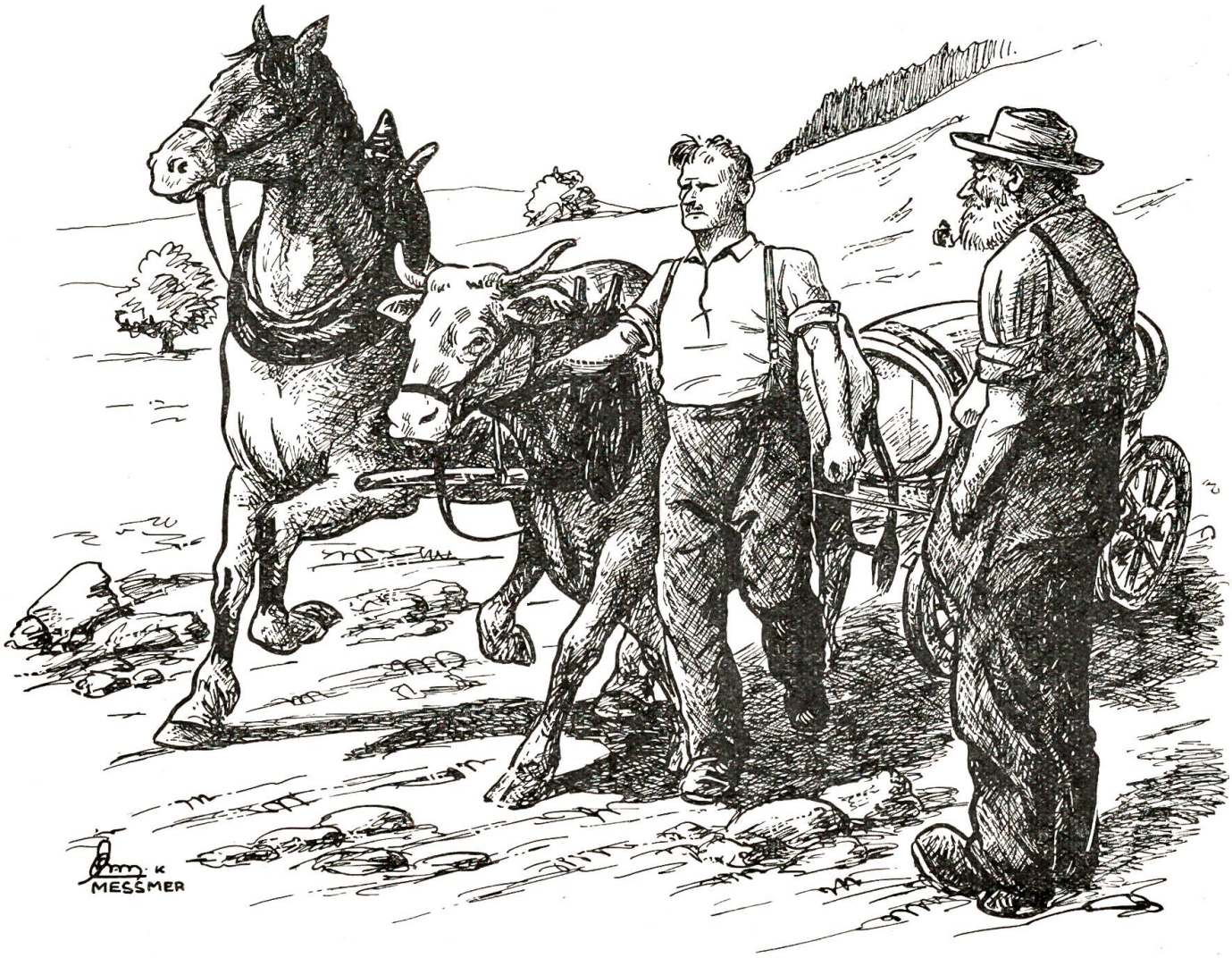
Sein Vater blickte ihm mit hämischem Lachen nach und rief ihm noch weit in die Hofstatt hinaus, er wollte sich geschämt haben, bei denen dort oben Bittibätti zu machen, und was man bei denen für Bescheid hole, das müsse man ihm nicht berichten wollen!

Der Vater behielt recht. Gar nicht lange danach kam Christen in langen zornigen Schritten wieder die Wiesen herab, zog das Jauchefaß aus dem Schuppen, spannte Pferd und Ochs an und fuhr den steilen Waldweg hinunter zur Säge. Er sprach nicht viel und wich den rechthaberischen und spottenden Blicken und Worten des Vaters aus.

Es plagte ihn, daß das grollende Mißtrauen hatte recht bekommen müssen.

Als er auf den obern Dürrenboden gekommen war, hatte Uli Habegger gerade seine Tiere getränkt. Die schönen, wohlgenährten und glatten Tiere hatten mit Wohlbehagen das klare Wasser aus dem platschvollen Trog geschlurft.

Christen sah aber kaum die Tiere und noch fast weniger seinen Nachbarn; sein Blick wurde irgendwie von dem so strotzend aus der Röhre schießenden Strahl des Brunnens gefangengenommen. So viel Wasser! Jetzt, nach Wochen der Dürre und Sommerhitze! Es kam einem vor wie ein wahrhaftiges Wunder.



Der Vater behielt recht.

„Immer noch kein Regen", begann er.

Uli erriet wohl augenblicklich, wozu sein Nachbar kam, der ja sonst nie einen Fuß auf den obern Dürrenboden setzte. Aber auch er tat einen Blick in den staubig hellen Himmel und schüttelte den Kopf.

„Macht heute weniger Anschein als je", bestätigte er des Nachbarn Ansicht, „es muß wohl zuerst alles abstehen."

„Ja, man könnte es bald meinen — mein Brunnen ist mir heute auch abgestanden."

„So. — Ja, es ist jetzt mancher übel dran mit Wasser, wenn er nicht zu rechter Zeit dafür geschaut hat. So ein guter Brunnen ist heute Gold wert."

„Ja, und ein guter Nachbar nicht minder. Ich habe dich eben fragen wollen — du weißt, ich müßte das Wasser sonst von der Säge heraufführen —"

„Ja — das ist schon eine beschwerliche Sache, und so hergeführtes Wasser reicht ja doch nirgends hin."

„Eben — und da wollte ich dich gefragt haben — ich meine, wenn ich nur ein zölliges Röhrchen von deinem Überlaufwasser haben könnte — es nähme dir ja weiters nichts —"

„Jä wohl, Christen, das Überlaufwasser weiß ich mehr als nur zu schätzen! Wenn ich es nicht über meine sonnigen Börter könnte laufen lassen, da könnte ich Teekraut grasen. Aber schließlich, man ist ja auch kein harthölziger Scheitstock, und als Nachbar hat man auch so seine Pflicht und Schuldigkeit. Und da — ich meine, so auf zwei-, dreimal ein Stündlein im Tag, da kann man miteinander reden drüber, auch über den Preis — so zehn Franken in der Woche wären, was mich dünkt, nicht übertrieben."

„Fürs Überlaufwasser! Zehn Franken?" begriff Christen nicht recht.

„Mir ist es so viel wert, und manch einer gäbe gern das Doppelte, wenn er dafür Wasser bekäme. Die Fassung und die Brunnstube und alles drum und dran hat den Atti seinerzeit auch einen schönen Batzen gekostet."

„So — dem Nachbarn das Überlaufwasser bezahlen", sagte Christen fast mehr nur für sich. Er blieb dann noch eine kleine Weile unschlüssig neben dem sprudelnden Brunnen stehen und schaute dem Überlaufwasser zu, wie es geschäftig durch die untergestellten Holzkänel in die Hofstatt hinauslief.

„So behalt's!" sagte er dann ruhig zu seinem Nachbarn, machte entschlossen kehrt und trat den Heimweg an.

In den nächsten Tagen sah Uli seinen Nachbarn mehrmals mit dem schweren Jauchefaß den Sägewald hinabfahren und in beschwerlicher Fuhre mit Roß und Ochs Wasser heraufführen. Er zuckte die Schultern. Wenn das nicht die zehn Fränklein in der Woche wert sein sollte, nun ja!

So ganz wohl war es Habeggers bei der Sache ja schon nicht, und mehr als einmal versuchte die Frau den Mann dazu zu bewegen, den Nachbarn das Wasser doch noch anzutragen. Aber eben, wenn ein Karren einmal im Dreck festgefahren ist, bringt man ihn nicht so leicht aus den Geleisen. Und dann, Wasser war diesen Sommer wirklich Geldes wert; da sehe einer nur, wie Uli immer noch grasen konnte, wo andere längst wieder das kaum eingebrachte Dürrfutter angreifen mußten. Das wird teures Heu geben im kommenden Winter!

Aber auch auf dem untern Dürrenboden gab Christens Entschluß zu reden. Daß der Vater an seinem Rechthaben wohllebte, das war zu begreifen. Aber auch Rösi, die in ihrer Haushaltung übel dran war mit der Brente voll Trinkwasser, die Christen neben seiner Fuhre hinaufbuckelte, griff dessen Entschluß mehr als einmal an.

„Du hättest es ihm halt doch einfach bezahlen sollen, es wäre es wäger wert gewesen, und damit könnte man wohl auch das Wasser für die Haushaltung bei seinem Brunnen holen, es wäre ja ein Katzensprung — und wer weiß, hättet ihr euch einigen können, daß wir überhaupt von dem Wasser bekämen für unsern Brunnen."

„Ist alles gut und recht", blieb Christen bei seinem Entschluß, „aber ein Nachbar ist ein Nachbar oder er ist keiner, und wann besser als in solchen Zeiten könnte man sich's zeigen. Und daß einer für ein Stündlein zwei sich das Überlaufwasser will vergolden lassen! Nein, und noch einmal nein, und wenn ich das Wasser bis nach Basel hinab holen müßte!"

Dabei blieb Christen und holte in aller Herrgottsfrühe sein erstes Faß und bei Sternenschein das letzte in verbissenem Trotz gegen die unbarm-

herzige Natur und gegen den unnachbarlichen Nachbarn. Und immer und immer wieder blickte er nach dem Wetterloch, ob sich nicht doch endlich ein Wölklein zeige, das wachsen und den ersehnten Regen bringen könnte.

Und eines Morgens türmten sich wirklich im Westen weiße Stockwolken in den dünstigen Himmel hinauf, und ihre lockigen Köpfe wurden von der aufgehenden Sonne vergoldet, lange bevor die sengenden Strahlen die durstige Erde trafen. Wer das eigenartige Schauspiel sah, wußte nicht, sollte er sich freuen oder fürchten. Es mußte nach der Hitze der vergangenen Monate ein gewaltiges Gewitter geben, vielleicht ein teurer Preis für den ersehnten Regen. Behüt uns Gott! Aber das wird man in Kauf nehmen müssen, wenn nicht noch das letzte Hälmlein und Würzelchen verdorren soll.

Den Vormittag durch wußte man nicht so recht, ob sich das Gewitter nicht doch wieder den Bergen entlang ziehen würde. Mehrmals war es ja schon so gewesen, daß man es im Oberland wettern sehen mußte und dabei leer ausging.

Mensch und Tier wurden gegen Mittag immer mehr von einer eigenartigen Erregung erfaßt, in der sich irgendwie Wunsch und Furcht, Verlangen und Abwehr ebenbürtig gegenüberstanden.

Gegen Mittag zerfloß der obere Rand der mächtigen Stockwolken und färbte sich dunkel und dunkler; bald danach stand im Westen eine blauschwarze Wetterwand, die weißliche Schleier über den Himmel vorausschickte, und seit Monaten zum erstenmal wurde die sengende Sonne von Wolken verdeckt.

Es mochte gegen 3 Uhr gehen, als sich der erste stürmische Windstoß erhob und sogar über den Stoppelfeldern mächtige Staubwolken aufwirbelte. Dann brach das Wetter los; mit urwüchsiger Kraft. Der Sturm zerzauste die Bäume und riß ihnen das früh verfärbte Laub von den Zweigen und Ästen; wie ein wildes Heer fuhren gelbliche Wolkenfetzen über den blauschwarzen Himmel, und bevor nur ein einziger Tropfen Regen gefallen war, krachte ein erster ungeheurer Strahl vom Himmel.

Zaugg Christen stand unter der Einfahrt, um zur Hand zu sein, wenn man — behüt Gott! — das Vieh aus dem Stall treiben müßte.

Da krachte ein neuer blendender Blitzstrahl scherbelnd zur Erde. Christen fuhr zusammen. Ums Himmels willen! Jetzt hat es eingeschlagen! Schwefeldunst schwelte in der Luft. Christen wollte schon nach dem Stall eilen. Als ihm der Brüggstock die Sicht nicht mehr nahm, da sah er die Flammen aus dem Dach des obern Gehöftes schlagen.

„Also nicht bei uns, gottlob!" war sein erster Gedanke, und unwillkürlich wollte er zu Hilfe traben. Da kam ihm sein abgestandener Brunnen zu Gesicht. Zehn Franken fürs Überlaufwasser! Und sein Schritt stockte. Das mächtige Gewitter hieb weiter Strahl auf Strahl und Schlag auf Schlag auf die Gegend. Vom Tannenwald herab begann es plötzlich unheimlich zu rauschen und zu tosen, schwerer Hagelschlag brach vom obern Dürrenboden herab gegen das Tal.

Nun waren auch die andern aus dem Haus getreten und blickten entsetzt auf die mächtige Rauchwolke, die dem Dach des Gehöftes entquoll. Für einen Augenblick schien es, als würde das Feuer vom peitschenden Hagel erschlagen, dann aber lohte es mit mächtiger Flamme aus der First.

Der alte Zaugg stand da, den krummen Rücken hochgezogen, mit beinahe leuchtenden Augen. Man sah nur zu deutlich, was der Greis in seinem unauslöschlichen Groll empfand und dachte: „Gottesgericht! Da soll der Mensch nicht hineinpfuschen!"

Auch bei Christen wogte der Kampf noch einen Augenblick. Dann aber hieß er seine Buben mitkommen, und mit eingezogenen Nacken trabten sie dem brennenden Gehöfte zu. Sie kamen eben recht, um den Leuten zu helfen, das Vieh aus den Ställen zu holen, während das Feuer schon in der erntevollen Scheune knisterte und zu den Giemwänden herausleckte. Es war keine leichte Sache, mit den Tieren in das tobende Hagelwetter hinaus zu gelangen.

„Los, Buben, führt sie in unsere Einfahrt hinab, an den Scherm!"

Stück um Stück trieb man das Vieh zum untern Dürrenboden hinab und suchte auch sonst zu retten, was noch zu retten war. An ein Löschen war ja gar nicht zu denken, mochte der Brunnen unter der brennenden Einfahrt noch so emsig

„Ums Himmels willen! Jetzt hat es eingeschlagen!"

„Buben, geht, räumt unseren Wagenschopf aus; macht Platz für das, was noch zu retten ist!" befahl Christen ohne Besinnen.

Endlich kam auch die Feuerwehr mit der Motorspritze und mit andern Löschgeräten. Aber womit sollte man löschen? Zum Brunnen kam man des Feuers wegen schon nicht mehr; das ganze Haus brannte nun lichterloh. Und im kleinen Feuerweiher stand nur eine dicke, braune Brühe von Regenwasser und Hagelgraupeln. Uli hatte ja das Überlaufwasser des Brunnens längst nicht mehr in den Weiher fließen lassen; er hatte es ja für seine Matten gebraucht. Machtlos mußte man zusehen, wie das Feuer in unglaublicher Eile das schöne, alte Holzhaus verzehrte, wie bald einmal der hohe Dachstuhl krachend einstürzte und wie der nun strömende Regen im gewaltigen Feuer zischend und sprutzelnd in einer mächtigen Wolke verdampfte.

Wenig und nichts an Hausrat und Geräten stand draußen unter den verhagelten Bäumen der Hofstatt; einiges hatte man auch auf den untern Dürrenboden an den Scherm getragen. Aber Habeggers würden in der nächsten Zeit übel dran sein und hatten nur einen einzigen Nachbarn, und dem hatte man fürs Überlaufwasser, das er so dringend nötig hätte, zehn Fränklein verlangt. Ein Nachbar dem andern. Wenn er jetzt denkt: blas mir den Hobel aus, so hat er ganz und gar recht.

Ja, Christen war wirklich auch nur ein Mensch und kein Heiliger und hatte einen harten Kampf auszutragen. Entschieden wurde das Werweißen, als er heimkam, um seine völlig durchnäßten Kleider zu wechseln. Da hörte er seine Frau in den Gaden oben rumoren. Er begriff sofort. Sie machte Platz für die unglücklichen Nachbarn. Und während Christen in die frischen Kleider schloff, bedachte er, was es doch heiße, so von

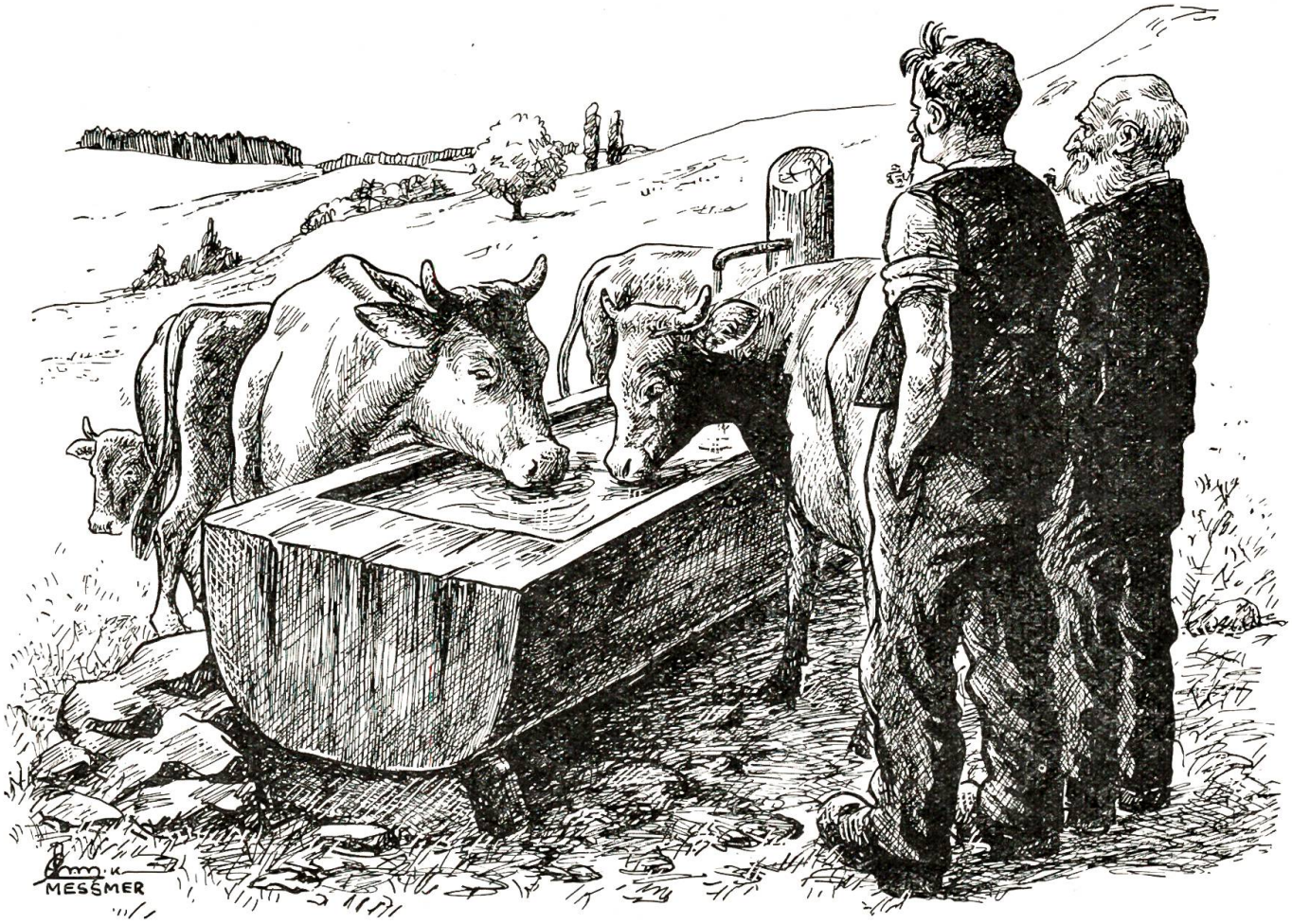
sprudeln. Was nützt da so ein Kessel Wasser, wo eine erntevolle Scheune brennt! Und immer noch kein Feuerlärm im Dorfe drunten! Kein Horn! Oder mochte man es im Tosen und Krachen des Unwetters nicht hören? Da kamen doch endlich etliche gelaufen! Zwei auf einem Motorrad. Aber was tun? Möbel ausräumen aus dem Stubenwerk? Wohin? Ins Hagelwetter hinaus, das ganze Wälme von Graupeln über die Felder trieb?

einer Stunde zur andern alles, ein und alles, zu verlieren. Wie froh müßte man da um einen guten Nachbarn sein, wenn es einmal auch unsereinen treffen sollte. Man weiß ja nie! Und einen guten Nachbarn schafft man sich allweg nicht durch ewiges Vergelten und Nachtragen. Damit war der Kampf entschieden.

Den Winter über, während das Gehöft auf dem obern Dürrenboden neu gezimmert wurde, wohnten denn auch die beiden Familien einträchtiglich beisammen. Man war freilich etwas eng; aber man war beiderseits voll guten Willens, und so ging es ganz leidlich. Sogar der Atti hatte seinen Groll sozusagen völlig abgelegt. Es war, als hätte das Unglück, das er als eine Art von Gottesgericht und gerechte Vergeltung auslegte, die notwendige Sühne gebracht und damit seinem Gemüt die Ruhe wieder gegeben.

Nur Uli war noch nicht recht wieder ins Gleichgewicht gekommen; man sah deutlich, daß ihn die Sache mit dem Brunnen noch plagte und daß er zum Gutmachen doch noch nicht recht den Rank gefunden hatte. Man holte freilich schon vom ersten Tag nach der Brunst das Wasser bei dem sonst vorderhand ja nutzlos sprudelnden Brunnen auf dem obern Dürrenboden. Aber damit war die dumme Geschichte mit den zehn Franken halt noch nicht aus der Welt geschafft; sie plagte den Mann, und doch fand er lange nicht den Weg zum Kehrumtürchen.

Einmal aber, als die beiden an einem Sonntag vor dem Mittagessen zusammen noch in den



Nicht lange darnach sprudelte auch auf dem untern Dürrenboden der Brunnen wieder.

obern Dürrenboden hinauftrappten, wo das neue Gehöft nun im Rohbau leuchtete, da war das Süpplein doch fertiggekocht.

„Was ich dir schon lange sagen wollte!" begann Uli Habegger nach längerem Schweigen, „man könnte doch in meiner obern Brunnstube einen Wasserteiler einbauen. Wenn du die Leitung bis in deine Brunnstube übernehmen wolltest — ich habe eben jetzt sonst viel Kosten — aber ich hülfe das Wasser halbieren. Was ich weiß, ist ja früher auch etwa die Rede davon gewesen."

Christen blieb stehen und schaute seinen Nachbarn eine kleine Weile an, um zu erfahren, ob es diesem wirklich Ernst sei.

„Ja, was willst dafür?" fragte er ihn darauf.

„Begreiflich, daß du das fragst", fuhr Uli ruhig fort, „das mit dem Überlaufwasser und den zehn Franken hätte ich an deinem Platz auch noch nicht vergessen. — Aber was willst, es muß noch manch einer zuerst eine saftige Ohrfeige bekommen, bevor er wieder weiß, was sich schickt. Wenn es dir recht wäre, so soll das Wasser von heute an zu beiden Gehöften gehören, und Leben und Sterben halber wollen wir es auch schreiben lassen."

„He nun", antwortete Christen nach einem kurzen Schmauchen aus seiner Pfeife, „mir soll es recht sein, und ich danke dir. So ganz alles ist in der Dürre denn doch nicht verserbelt!"

Damit gab er seinem Nachbarn die Hand zu einem herzhaften Druck, der einen zähen Span unter zwei Nachbarn endgültig erledigte.

Nicht lange darnach sprudelte auch auf dem untern Dürrenboden der Brunnen wieder, und auf beiden Gehöften plätschern seither die Röhren ein ruhiges Lied von nachbarlicher Treue und Hilfe, und die Dürrenbodenleute verstehen es wohl, das Lied ihrer Brunnen.

Wer andern eine Grube gräbt...

Der Physiker und Schriftsteller Georg Lichtenberg wurde von einem Grobian auf seine großen Ohren aufmerksam gemacht. „Es ist wahr", bemerkte der Philosoph, „für einen Menschen sind meine Ohren zu groß, die Ihrigen für einen Esel zu klein."

Ein ganz Schlauer...!

Ausgeplaudert von Friedrich Bieri

Ein reicher Kaufmann in London, welcher kurz vor Beginn des zweiten Weltkrieges noch ausgedehnte Handelsbeziehungen zu Japan unterhalten hatte, hörte eines Tages, daß ein bedeutendes Haus in Yokohama Konkurs gemacht hatte. Er konnte jedoch den Namen der betreffenden Firma trotz aller seiner Bemühungen nicht erfahren. Da ihm viel daran lag, Gewißheit zu erhalten, begab er sich zu einem ihm bekannten, seit Jahren in London wohnenden Japaner und bat diesen um die Nennung des Namens.

„Das ist eine recht schwierige Angelegenheit!" meinte der Japaner vorsichtig ausweichend, „denn noch ist die Nachricht nicht offiziell beglaubigt, und wenn ich Ihnen den Namen nenne, lade ich möglicherweise eine sehr schwere Verantwortung auf mich!"

Alles Bitten und Drängen des englischen Kaufmanns blieb ergebnislos. Da machte der Londoner dem Japaner folgenden Vorschlag:

„Ich will Ihnen auf einen Zettel zehn Handelshäuser in Yokohama aufschreiben und bitte Sie, alsdann einen Blick darauf zu werfen und mir zu sagen, ob sich die betreffende Firma darunter befindet. Den Namen brauchen Sie dabei nicht zu nennen. Diesen Gefallen können Sie mir doch erweisen?" „Gerne!" antwortete der Japaner lächelnd; „solange ich keinen Namen nenne, kann ich mir keine Ungelegenheiten zuziehen!"

Die Liste wurde entworfen; der Japaner sah sie durch und reichte sie dem Kaufmann zurück mit den Worten: „Der Name der bankerotten Firma ist darunter!"

„Dachte ich es doch!" rief der englische Kaufmann und zeigte dabei frohlockend auf einen Namen auf der Liste. „Mit dieser Firma stand ich in ständiger geschäftlicher Verbindung!"

„Aber woher wissen Sie denn, daß es gerade diese Firma ist, die falliert hat?" fragte der Japaner erstaunt. „Aus einem sehr einfachen Grunde!" belehrte ihn der Kaufmann lachend. „Von den zehn Namen auf diesem Zettel ist nur ein einziger echt, und zwar derjenige der Firma, mit welcher ich in Verbindung gestanden hatte ... Alle andern sind — erdichtet ...!"